



Gratisbeilage zur „Geisenheimer Zeitung“.

Ignacio.

Eine Schülertragödie von M. Rogge.

(Nachdruck verboten.)

Ueber die fröhlichen Stunden des Burschenlebens, über jahrelange Wanderfahrten durch viele Länder der alten und neuen Welt und selbst über das Schaffen und Sorgen des gereiften Mannes hinaus hat sich in mir so manche Erinnerung aus meiner Knabenzeit wach erhalten, und zuweilen steht alles so deutlich vor mir, als hätte ich es erst gestern erlebt.

Vor mir türmen sich die Bände der Grammatiken und des lateinischen Lexikons, neben mir liegt der ehrwürdige Horaz und mein damals noch blondgelockter Knabenkopf beugte sich eifrig über diese Quellen der Weisheit. Im Fenster aber, das wie heute auf einen grünen und blühenden Garten hinausschaut, sehe ich wieder die schlanke Gestalt meines Zimmergenossen. Wie eine feine Silhouette hebt sich seine Figur gegen den goldenen Abendhimmel ab. Die Geige an die schmale Schulter gedrückt, den schwarzgelockten Kopf wie träumend ein wenig zur Seite geneigt und mit der weißen, mädchenhaft zarten Hand den Bogen führend, so schaue ich ihn wieder, den armen Ignacio.

Ignacio war so ganz anders wie wir frischen fröhlichen Jungen, die nichts Schöneres kannten, als nach dem Unterricht der dumpfen Schulküche zu entfliehen und draußen durch die schöne Gottesnatur zu stürmen, ein helles Lied auf den Lippen und den Kopf allweil voller harmloser Streiche. Er stand dann lieber allein am Fenster, schaute mit weit geöffneten Augen zu den fernen, in blauem Dunst verschwimmenden Bergen und ließ leise den Bogen über die geliebte Geige gleiten, ein einfaches Instrument, das er sich von den Ersparnissen seines nur dürftigen Taschengeldes erstanden hatte.

In einem solchen Abend erfuhr ich dann von ihm so manches, was seine junge Seele bedrückte.

Seine Mutter war eine Spanierin und stammte aus einem vornehmen aber verarmten Hause Toledos. Schon von früher Jugend hatte sie ihre große, von vielen Meistern anerkannte und geförderte Begabung für die Musik ausgenüßt, und bald war ihr Ruf als bedeutende Geigerin weit über die Grenzen ihrer südlichen Heimat gedungen. Während einer Tournee durch Deutschland machte sie die Bekanntschaft des damaligen Mittelmeisters von Kamp, der sich leidenschaftlich in das raffige schöne Weib verliebte, und bald darauf trotz des Einspruchs seiner Verwandtschaft auf das stattliche Majoratsgut seiner Väter heimführte.

Nur eine Bedingung hatte er ihr gestellt, — die, nie mehr das Podium des Konzertsalles zu betreten, und Dolores, die in ihrer Liebe zu dem hochgewachsenen Offizier ihrer Kunst entsagen zu können glaubte, willigte ein. Zwölf Jahre lebte sie, von ihrem Gatten eifersüchtig wie ein kostbarer Schatz behütet, in glücklicher Ehe und widmete sich ganz in

inniger Mutterfreude ihrem einzigen Söhnchen Ignacio.

Erst als sie einmal in Berlin das Konzert eines hervorragenden Geigers aus ihrem schönen Heimatlande besucht hatte, ging eine jähe Wandlung in ihrer Seele vor. Sie suchte ihr vergessenes Instrument wieder hervor, berauschte sich wieder an den wunderbaren Klängen unsterblicher Meister, und als ihr Gemahl, Böses ahnend, ihr selbst dies verbieten wollte, kam die jahrelang verhaltene Leidenschaft zur Kunst zum Durchbruch. Sie verließ das Schloß, derer von Kamp und be-



Vom Kriegsschauplatz im Bardaral. Von bulgarischen Truppen erbeutete Geschütze und Munitionswagen hinter der Front im Bardaral.

trat, von der gesamten Kunstwelt begeistert empfangen, wieder das Podium. Märchenhafte Anerbieten wurden ihr gemacht, — doch noch glaubte sie ihren Gatten für ihre künstlerische Mission gewinnen zu können. War es aber fehlendes Ver-

In der Nacht wälzte er sich unruhig im Bett hin und her. Ich stand auf und trat besorgt zu ihm. Seine Wangen glühten wie im Fieber und mit großen Augen starrte er mich an. Seine Finger krampften sich um meine Hand. Ganz leise hauchte er mir zu: „Denke Dir, — wenn ich sie hören könnte, — meine Mutter . . .“

Schon bei dem Gedanken an diese Möglichkeit verklärte ein glückliches Lächeln seine Züge. Ich ahnte jedoch den Zusammenhang. Professor Langert würde wohl die Erlaubnis zu dem Konzertbesuch geben, — aber der arme Junge hatte kein Geld. Der Freiherr hielt seinen Sohn sehr knapp, damit er nicht auch auf das „Zigeunern“ käme, wie er manchmal bitter schrieb. Von den paar Groschen kaufte Ignacio seine Noten und dann blieb nichts mehr übrig.

Ohne ein Wort zu sagen, schlich ich mich nach meinem Schrank und nahm zwei blanken Mark aus meinem Versteck.

„Hier, Ignacio, ich habe diesmal mehr wie sonst bekommen. Du gehst morgen hin und erzählst mir dafür, was Du gehört hast . . .“ raunte ich. Ich sah noch, wie er fast gierig die Geldstücke ergriff und, bevor er noch etwas sagen konnte, löschte ich das Licht und kroch schnell in mein Bett zurück.

Professor Langert, der ein gütiger und verständnisvoller Herr war, gestattete wirklich den Besuch des Konzertes und freudestrahlend machte sich Ignacio am Abend nach der Musikhalle auf.

Als er von dem Konzert zurückkehrte, umarmte er mich stürmisch. Große Tränen perlten ihm über die Wangen, und im Weinen klang wieder ein halbunterdrücktes Lachen, daß ich erschreckt alles versuchte, ihn zu beruhigen. Mit Mühe gelang es mir, doch hörte ich die ganze Nacht hindurch von seinem Lager ein leises Schluchzen.

Am andern Morgen nahm er, während ich mich für die Schulstunden vorbereitete, seine Geige zur Hand und erst un-



Der österreichische Thronfolger Erzherzog Karl Franz Joseph zeichnet auf dem russischen Kriegsschauplatz tapfere österreichische Soldaten durch eine Ansprache aus.

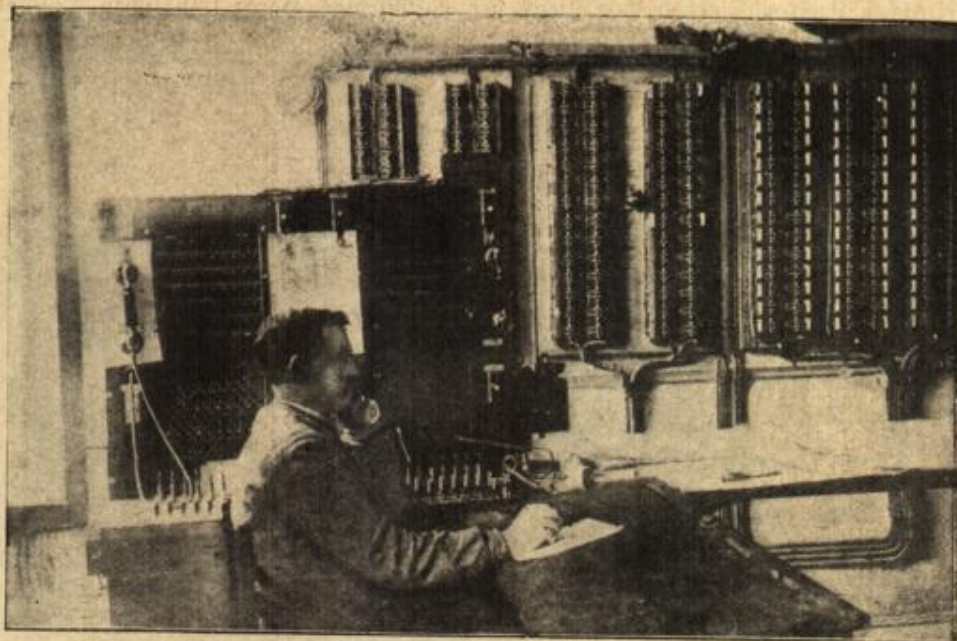
ständnis für die Größe ihres Talentes, waren es boshafte Einflüsterungen der Verwandten, — der Freiherr von Kamp reichete die Scheidungsklage ein, und einige Monate später verließ Dolores den Kontinent, um unter ihrem Mädchennamen in der neuen Welt bald unerhörte Triumphe zu feiern.

Ignacio wurde dem Vater zugesprochen und mit wachsendem Mißbehagen sah dieser immer mehr in der feinen Gestalt und dem träumerischen Wesen des Knaben ein getreues Ebenbild seiner Mutter, die er verbittert eine „Zigeunerin“ nannte. Der Freiherr war nach dem „Skandal“, den die Ehescheidung in den Kreisen seiner Gesellschaft hervorgerufen hatte, in den Ruhestand getreten, und lebte nun einsam und weltfern auf seinen großen Gütern. Ignacio wurde auf das Gymnasium nach Friedau geschickt, um dort seine Studien zu beenden, und zunächst das Freiwilligen-Examen zu bestehen. So wurde er mein Zimmergenosse und mein Freund.

Ein Jahr war dahingegangen. An einem Abend vor Ostern, kurze Zeit bevor die Prüfungen stattfinden sollten, ging ich mit Ignacio, der, je näher dieser Zeitpunkt heran kam, ein immer gedrückter Wesen zeigte, durch den Stadtwald. Die Bäume standen schon voller Knospen und über den Sträuchern lag ein feiner Sauch ersten hellen Frühlingsgrüns.

Auf einem freien Platz stand eine hohe Anschlagtafel. Verschiedene Spaziergänger blieben stehen und lasen ein großes gelbes Plakat, auf dem in weithin sichtbaren Buchstaben angekündigt wurde: „Sonntag, den 3. März, im großen Saal der Musikhalle einziges Konzert der berühmten Geigerin DOLORES PASQUAL vor ihrer Tournee nach Australien.“

Ignacio hatte meinen Arm losgelassen und starrte wie entgeistert auf das gelbe Blatt. Nach Minuten erwachte er erst wieder, wie aus einem seltsamen Traume. Sein Gesicht war noch bleicher als sonst, als er mich hastig mit sich fortzog. Erst als wir uns von der Menschengruppe etwas entfernt hatten, flüsterte er mir mit zitternder Stimme zu: „Es ist meine Mutter, — sie wird morgen hier spielen . . .“



Zum erfolgreichen Bombardement der Festung Paris durch unsere Zeppelin-Luftschiffe. Blick in die Telephonzentrale der Luftverteidigung von Paris. In der auf unserm Bilde dargestellten Telephonzentrale laufen alle Meldungen über deutsche Flieger oder Zeppelin-Luftschiffe zusammen, die sich Paris nähern. Die letzten erfolgreichen Angriffe unserer Zeppelin-Luftschiffe haben jedoch von neuem bewiesen, daß alle Abwehrmaßregeln versagen.

sicher tastend, dann immer kräftiger und fester mit visionärem Gesichtsausdruck spielte er die G-moll Sonate von Beethoven.

Hätte ich nicht immer wieder zum Aufbruch gemahnt, er hätte diesmal gar noch den Beginn der Unterrichtsstunden veräußert.

Ignacio fiel auch hier das Lernen nicht leicht. Besonders Mathematik und andere trockene wissenschaftliche Fächer waren

seinem idealen Wesen so entgegengesetzt, daß er nur mit größter Mühe darin weiterkam. Seit jenem Konzertabend war er, der sich sonst wenigstens mit Fleiß bemühte, die Lehrer zu befriedigen, wie ausgewechselt. Ich sah mit Besorgnis die schwere Zeit der Prüfungen naßen, ohne daß mein Freund aus den Träumen seiner Musik sich aufrufen konnte. Die einfachen Aufgaben wurden ihm schwerer denn je, und oftmals griff er, wie von einer unsichtbaren Kraft getrieben, nach der Geige, wenn ich noch über den Büchern saß.

Hielt aber Beethoven oder Mozart ihn erst einmal gefangen, dann war an ein Beenden seiner Arbeiten nicht mehr zu denken.

In der Prüfung hielt sich Kamp doch besser, als wir Kameraden geglaubt hatten. Der gute Junge hatte endlich einmal etwas Glück und ich drückte ihm nach Stunden banger Harrens ermutigend die Hand. Ein freudiges Ausleuchten seiner dunklen Augen dankte mir.

Am nächsten Tage fand, wie üblich, in der Aula vor dem gesamten Lehrerkollegium und den Schülern der höheren Klassen die Prüfung der Abiturienten statt. Ignacio und ich standen mit unseren Klassengenossen ganz im Hintergrund des großen düsteren Saales und hörten kaum auf die Fragen der Professoren und eintönigen Antworten der im schwarzen feierlichen Frack auf dem Podium stehenden Primaner. Jeder hatte mit sich selbst genug zu tun. Nur ein Gedanke beschäftigte alle. Morgen würden nun vom Direktor der Anstalt die Ergebnisse der Prüfungen bekannt gegeben, und jedem, der sich nicht ganz sicher fühlte, klopfte im Geheimen das Herz.

Kurt Lessow, ein nicht gerade sehr kluger, dafür aber als großsprecherisch bekannter Junge, der immer den Kopf voll dummer Streiche hatte, flüsterte uns geheimnisvoll zu: „Hört mal, Kinder, wenn Ihr schon heute wissen wollt, wer bestanden hat, dann müßt Ihr Euch an mich wenden.“

Wir starrten ihn erstaunt und zweifelnd an, doch ohne sich darum zu kümmern, fuhr er mit leiser Stimme wichtig fort: „Unten im Konferenzzimmer liegen die Listen. Kein Pauker ist jetzt da. Ich schleiche mich leise hinein und sehe nach, wer versetzt ist.“

Sein düdes Gesicht glänzte, als alle wie elektrifiziert seinem Plane zustimmten. Ich wollte abraten, denn es könnte für Lessow gefährlich werden, aber schon sah ich ihn lautlos durch eine Spalte der hohen Eichentür verschwinden.

Im Korridor trafen wir ihn später wieder. Alle umringten ihn. Schuldbehaftet schaute er sich erst um. Niemand war in der Nähe.

„Hast Du die Listen gesehen?“

„Ja, — beinahe wäre ich ertappt worden, — der Schuliener kam gerade herein, — ich kroch unter den Tisch, — zum Glück fand er gleich die Akten, die er holen sollte, und ging wieder hinaus, ohne mich zu sehen.“ berichtete Lessow atemlos vor Erregung.

„Bin ich versetzt, — ich, — ich?“ klang es ihm von allen Seiten entgegen.

Wichtig stellte er sich in Positur und gab gönnerhaft Auskunft.

„Laser, — Wolters, Heimann und — Kamp — nicht.“

Ein halberstidter Aufschrei folgte seinen letzten Worten. Einige Kameraden schauten mitleidig zu Ignacio hinüber. Ich sagte den Freund fest unter den Arm und führte den armen Jungen schweigend nach unserer gemeinsamen Behausung.

Seine Träne stieg in seine Augen, kein Schluchzen zerriff seine schmale Brust, — im Gegenteil, das Starre in seinen Mienen verlor sich nach und nach und ein feines Lächeln legte sich um seinen blaffen Mund.

Lächelnd wehrte er auch meinen Trostworten, schritt wie im Traume auf das Tischchen zu, wo seine Geige lag und legte sie gärtlich an die Wange. Er hatte noch kein Wort mit mir gesprochen, — es war, als sei er plötzlich in eine andere Welt versetzt.

Leise strich der Bogen über die Saiten. Wunderbar, wie aus weiter, weiter Ferne klang noch einmal die G-moll Sonate vom Fenster zu mir herüber. Voll und rein schwebten die Töne dahin, hinaus in den Garten über die blühenden Bäume, immer weiter und weiter, als wollten sie sich in der unendlichen Höhe des Weltraumes verlieren.

Am Nachmittage bat er mich verächtlich wieder um Geld, er wollte sich Noten kaufen. Ich gab es ihm nur zu gern. Mir war eine Last von der Seele genommen, daß ihn die traurige Gewißheit nicht zu Boden gedrückt hatte. Die Musik schien ihn wirklich getröstet zu haben, wie die Liebe einer Mutter, die er nun so lange schon entbehren mußte.

Erst gegen Abend befiel mich eine seltsame Unruhe. Ignacio war nicht zurückgekehrt. Endlich entschloß ich mich, sein Ausbleiben dem Herrn Professor zu melden.

Der alte Herr war selbst ratlos. Wir suchten den Knaben überall. Ich führte den Lehrer nach dem Musikaliengeschäft, wo Ignacio seine Noten zu kaufen pflegte, — er war nicht dort gewesen.

Der Professor schüttelte ernst sein schlohweißes Gelehrtenhaupt. Der Direktor der Anstalt wurde verständigt und dieser benachrichtigte sofort die Polizei.

Noch spät in der Nacht läutete es unten. Ein Polizeidiener wünschte zum Herrn Professor geführt zu werden, der noch wach in seinem Arbeitszimmer saß.

Ich schlich mich lautlos hinunter. Die Tür stand halb offen. Der Gelehrte saß an seinem Schreibtisch, den Kopf in die Hände gestützt. Unter dem grünen Schirm der Arbeitslampe quoll nur ein schmaler Lichtkreis hervor. Der Beamte legte einen kleinen blühenden Gegenstand auf den Tisch. Jetzt hob der Professor sein Haupt. „Nicht möglich, — nicht möglich,“ hörte ich ihn deutlich sprechen, „und sofort tot.“

„Ein Schuß in die Schläfe, der sogleich tödliche Wirkung hatte,“ versetzte der Polizist in dienstlichem Ton, „wir fanden ihn soeben im Stadtpark auf der Anhöhe neben dem Runenstein.“

Ich wollte nichts mehr hören. Wie gehezt floh ich die Treppe hinauf. Ich lag wieder in meinem Bett, aber das Blut rauschte in meinen Ohren, meine Stirn brannte, als wollte sie zerspringen. Ich konnte nicht mehr vernünftig denken und immer wieder flüsterten meine Lippen unwillkürlich nur das eine Wort: „Ignacio, — armer Ignacio.“

Nach kurzem Schlaf, der noch von wüsten Träumen unterbrochen wurde, weckte mich am anderen Morgen der Professor und erzählte mir mit vor Bewegung zitternder Stimme, was ich ja schon wußte. Mechanisch antwortete ich auf einige Fragen. Ich konnte auch nichts Näheres angeben. Von der Mitteilung Lessows wagte ich nichts zu sagen.

Einige Kollegen betraten das Zimmer und unterhielten sich halblaut mit dem Professor. Ich hörte kaum hin. — Nur einmal horchte ich auf, mir war es, als griffe eine eisige Hand an mein Herz, fast hätte ich laut aufgeschrien.

„Und das traurige, lieber Doktor,“ hörte ich den Professor deutlich sagen, „ist noch, daß er gerade heute erfahren hätte, daß wir ihn doch versetzt haben. Kamp war ja in verschiedenen Fächern etwas schwach, aber auf meine Veranlassung haben wir doch sein ehrliches Streben anerkennen wollen. Es gab da dunkle Familienverhältnisse, die wohl auch auf sein junges empfindsames Gemüt eingewirkt haben mögen!“

Lessow hatte also gelogen. —

Am gleichen Abend wollte der Freiherr, der telegraphisch von dem Unglück verständigt war, in Friedau eintreffen und ich räumte mit schwerem Herzen die geringen Habseligkeiten des toten Freundes zusammen.

Seine Geige kam mir in die Hände. Ich öffnete unwillkürlich den Kasten. Ein kleiner Zettel lag darin auf den Saiten: „Meinem einzigen Freunde zum Andenken an seinen Ignacio.“

Behutsam schloß ich den Deckel wieder. Er hatte recht gehabt, — bei mir war sein Teuerstes wohl aufgehoben. Was wußten die anderen, was wußte besonders sein Vater von den Freuden, die ihm die einfache Geige bereitet hatte. Sorgsam verschloß ich das Instrument in meinem Schrank.

Einige Tage später gaben wir dem armen Ignacio das letzte Geleit. Am Grabe stand ein stattlicher Herr in militärisch straffer Haltung. Keine Miene zuckte in seinem energischen Antlitz, als er die Teilnahme des Lehrerkollegiums entgegennahm. — Weit ab aber von der ersten Versammlung an einem verlassenem Grabe stand eine schwarzverschleierte Frau. Nur ich achtete auf sie, und als wir den Friedhof verließen, wandte ich mich unwillkürlich noch einmal um. Die dunkle Gestalt sah ich da an dem noch offenen Grabe knien, aus einem kleinen Körbchen warf sie Blüte auf Blüte über die Gruft des Ignacio.

Am Abend dieses traurigen Tages mußte ich noch einmal in die Wohnung des Herrn Direktors gehen. Auf diesem Wege kam ich an der Musikhalle vorbei. Sie war hell erleuchtet und das Publikum drängte sich durch den hohen Eingang. Große Plakate hingen zur Seite an den Sandsteinsäulen: „Auf allgemeinen Wunsch definitiv „Letztes Konzert von Dolores Pasqual“, — im Programm u. a. die G-moll Sonate von Beethoven.“

Verfehlt.

Nach dem Holländischen von Bert Sanders.

(Nachdruck verboten.)

Er saß auf einem Kissen von Tannennadeln, zündete sich eine Zigarette an, stützte die Ellenbogen auf die Knie und blickte achtslos über den Bergweg. Nichts interessierte ihn mehr, seitdem das Leben ihm seinen heißesten Wunsch unerfüllt gelassen hatte.

Alles seine Lebensfreude war plötzlich zerstört, als er vor einigen Monaten um die Hand seiner Kusine Margot angehalten und in dem verwunderten Blick ihrer großen Augen nur zu deutlich gelesen hatte, daß er sich geirrt habe. Sie waren als Kinder zusammen aufgewachsen. Denn Margot, eine reiche Waise, war in dem Hause seines Vaters, der gleichzeitig ihr Vormund war, erzogen worden. Gerade diese Intimität hatte den Irrtum herbeigeführt. Sie mochte ihn wohl ganz gern, besonders nachdem er von der Universität zurückgekommen war und sie nicht mehr so tyrannisierte, wie in seiner Knabenzeit.

Als sein Vater aber starb, trennten sich ihre Wege, und Margot wurde in dem Hause einer Tante aufgenommen, mit der sie viel auf Reisen lebte. Bei ihrer Rückkehr empfing sie ihn mit warmem Herzen und großer Liebenswürdigkeit, die ihn sehr ermutigte. Doch auf seinen Heiratsantrag erwiderte sie mit aufrichtigem Bedauern: „O, Kurt, wie leid tut mir das. Ich glaube, Du wüßtest —“

„Was?“

„Daß ich mit Hans Gellen verlobt bin.“

„Mit Gellen? Dem Maler?“

„Ja. Wir hoffen, im nächsten Monat heiraten zu können.“

„Entschuldige, Margot, ich wußte nichts davon,“ sagte er ruhiger, als sie erwartet hatte. „In jedem Falle wünsche ich Dir viel Glück. Gellen ist ein tüchtiger Mensch. Ich kenne ihn zwar nicht, habe aber viel von ihm gehört.“

„Du wirst ihn gern haben, sobald Du ihn kennst.“

Kurt bezweifelte das und wollte es auch nicht auf einen Versuch ankommen lassen. Es war wohl etwas zuviel verlangt, daß er Freundschaft anknüpfen sollte mit einem Manne, der all seine Hoffnungen zerstört hatte.

Er hatte sich emsig in seine Arbeit vertieft, und als die Ferien begannen, rüstete er sich zu einer Reise in die Schweiz, um in der abwechslungsreichen Natur und im Bergsteigen Zerstreuung zu finden. Aus verschiedenen Gründen hatte er die vielbetretenen Alpenwege gemieden, und nun befand er sich auf dem Weg nach Wiesen im Kanton Graubünden. Er starrte immer noch vor sich hin, als er nahende Schritte vernahm. Und plötzlich erblickte er auf dem gegenüberliegenden Felsstein einen Herrn, der ihn soeben beobachtet hatte und nun eine Zigarrentasche hervorzog.

„Gehen Sie nach oben?“ fragte der Fremde.

„Ja,“ nickte der andere. „Und Sie nach unten?“

„Ja. Und wenn Sie meinen Rat befolgen, tun Sie das selbe.“

„Weshalb?“

„Es ist da oben nicht gut.“

„Wie meinen Sie das?“

„Typhus,“ sagte der Fremde.

„Wirklich?“

„Ja, ja. So etwas ist nirgends angenehm, am allerwenigsten aber in solchem Gebirgsneft, wo man darauf nicht vorbereitet ist. Ein junger Engländer hat ihn hergebracht, der ist dem Tode nur knapp entronnen, nun geht es ihm wieder besser. Man verheimlicht den Fall natürlich, aber ich bin im Krieg gewesen, ich kenne die Krankheit. Wollen Sie dennoch hinauf?“

„Nein, ich glaube, ich kehre lieber um.“

„Recht so.“

Und sofort schritten sie gemeinsam den Weg hinab.

Vier Tage später saß Kurt im Speisesaal des „Steinbock“ in Chur, als eine junge Frau eintrat, und hinter ihr ein hübscher junger Mann mit spitzem braunen Bart. Es war seine Kusine Margot mit ihrem Mann, Hans Gellen.

Sie hatte Kurt sofort erblickt und trat stracks auf ihn zu.

„Kurt, Du hier? Das ist eine Ueberraschung! Hans, das ist mein Vetter Kurt Dorming.“

Die beiden Männer logen, als sie vorgaben, daß die Bekanntschaft ihnen angenehm sei. Man dinierte zu Dreien.

„Wohin gehst Du, Kurt?“ fragte Margot im Gepräch.

„Das weiß ich noch nicht. Vielleicht nach Tirol. Und Du?“

„Wir gehen nach Wiesen. Hans hatte sich im Frühjahr

erfaltet und wird noch immer von einem hartnäckigen Husten geplagt. Dieses Fleckchen da oben war ihm stets sehr heilsam.“

„Nennen Sie den Ort, Dorming? Es liegt fast fünfzehnhundert Meter hoch und hat die herrlichste Luft der Welt.“

„Ich habe davon gehört, aber ich bin niemals da gewesen,“ sagte Kurt. Und nachdenklich fügte er hinzu: „Ich hoffe, daß es Ihnen gut tun wird.“

Man sprach noch über Reisen im allgemeinen, aber Kurt fand Hans steif und langweilig. Margot war bei ihrem Bartgefühl besonders liebenswürdig gegen den Vetter, dennoch blieb der Abend ungemütlich, und es wäre den Dreien wohl angenehmer gewesen, wenn sie sich nicht begegnet wären.

Am nächsten Morgen trennte man sich. Jedoch Kurt hatte von dem letzten Teil der Ferien noch weniger Genuß als zu Anfang.

Einen Monat später hörte er, daß Hans Gellen, der berühmte Maler, gestorben sei. Er habe sich in der Schweiz den Typhus geholt. Als Kurt diesen Bericht vernahm, zündete er nachdenklich eine Zigarette an.

Margot gegenüber verhielt er sich sehr zurückhaltend. In einem teilnahmevollen Briefe bot er ihr seine Dienste an. Und nun widmete er sich seinem Beruf mit so großem Eifer, daß er bald einer der angesehensten Advokaten wurde.

Allmählich begann er sich der jungen Witwe zu nähern, und sie verkehrten ganz auf verwandtschaftlichem Fuße. Zuweilen war er sehr ernst, fast finster, während ihres Beisammenseins, jedoch glaubte Margot, daß seine schweren Berufspflichten dies verursachten — oder ob persönliche Gründe mitsprachen? Jedenfalls fand sie sein Benehmen sehr taktvoll.

Mit der Zeit war sie so an seine Besuche gewöhnt, daß er ihr fehlte, wenn er einmal ausblieb. Er verstand es, sie interessant zu unterhalten und strebte immer mehr nach der Gunst der geliebten Frau. Dieses Bemühen und rastlose Arbeit machten ihm die Tage einigermaßen erträglich, doch die Nächte brachten ihm unaussprechliche Qualen und Marter.

Während er die wachsende Zuneigung Margots empfand, wurde der Abscheu vor der begangenen Schuld ihm immer peiniger. Oft flüchtete er aus seiner stillen Wohnung in das Getriebe der Großstadt, in die hellerleuchteten Straßen, und in dem Gewühl der Millionen Lebender suchte er den Einen zu vergessen, dessen Tod er verschuldet hatte.

Anfangs bemühte er sich, mit Trugreden das Gespenst zu vertreiben. Der Mann wäre wohl in jedem Fall gestorben. Und er selbst hatte nur durch einen fremden Touristen von dem einen Falle gehört. Wie konnte er wissen, ob der die Wahrheit gesagt hatte? Wenn er den kranken Maler nicht zufällig getroffen hätte, wäre er doch jedenfalls auch dorthin gegangen.

Ja, wenn, wenn! Aber im Innern konnte er als sein eigener Anwalt dieses Plaidoyer nicht gelten lassen. Denn es war eine unumstößliche Tatsache, daß er den Mann hätte warnen können, daß er ihn hätte warnen müssen, und daß er ihn nicht gewarnt hat. Das nagte an ihm und verfolgte ihn wie ein Spuk.

Wenn er bei der Arbeit war, blieb der Spuk in einiger Entfernung. Aber kaum gönnte er sich eine Ruhepause, da stand das Ungeheuer wieder dicht neben ihm.

Und so plagten ihn die Gewissensbisse über das ungeprochene Wort wie ein böser Geist, der ihn vor sich selbst in die Flucht trieb und der ihn nirgends Ruhe finden ließ.

Margot ahnte nichts von seinen Leiden. Und oft war er nahe daran, ihr alles zu beichten. Aber dann fürchtete er die Folgen und blieb einige Tage fern von ihr.

Allmählich gewöhnte er sich an die Qualen. Margot hielt seine Verstimmtheit und sein elendes Aussehen für eine Folge geistiger Ueberanstrengung und ermahnte ihn zur Mäßigung.

„Wenn ich noch mehr arbeiten könnte, würde ich es tun,“ antwortete er.

Nachdem er sich zehn Tage nicht hatte blicken lassen, entschloß sie sich, ihn aufzusuchen. Er saß in einem Sessel am Kamin, bleicher und magerer als je, in traurigster Stimmung.

„Weshalb hast Du mich nicht rufen lassen?“

„Es kam so plötzlich. Die erste Nacht war ich bewußtlos. Heute bin ich zum erstenmal wieder auf.“

„Ich habe Dir ja gesagt, daß Du Dich überarbeitest.“

„Du hast recht. Ich muß etwas ruhiger werden.“

Sie besuchte ihn nun öfter mit Blumen und Früchten, und als der Arzt die Ueberführung erlaubt, ließ sie ihn in ihre Wohnung bringen, um ihn besser pflegen zu können.



Das Trümmerfeld eines Gehöftes auf dem östlichen Kriegsschauplatze.

krank war wie sein Körper und glaubte, daß sie selbst die Ursache sei. In ihrem Einsamkeitsgefühl gab sie sich mit ganzem Herzen dem Liebeswerk der Krankenpflege hin. Und als er sie nun nochmals fragte, ob sie seine Frau werden wolle, sagte sie ja.

Sie wurden in aller Stille getraut und reisten noch an demselben Tage nach Italien.

Als sie am nächsten Morgen das Frühstück eingenommen hatten und einen kleinen Spaziergang machen wollten, kam ein langer, magerer Mann auf Kurt zu.

„Irre ich nicht, dann sind wir uns schon einmal begegnet, mein Herr,“ sagte er, und dabei hatte er bereits Kurts Hand erfaßt und kräftig geschüttelt. „Sie scheinen sich meiner nicht mehr zu erinnern. Aber ich bin meiner Sache sicher, denn ich habe ein vorzügliches Physiognomiengeächtnis.“

Kurt starrte den Mann noch immer voller Ueberraschung an. „Ich habe Ihnen einmal einen guten Rat gegeben, glaube ich,“ setzte der Fremde lachend fort. „Ja, ja, vielleicht habe ich Ihnen damals das Leben gerettet. Erinnern Sie sich nicht

mehr? Nun, so denken Sie doch mal an Wiesen und den Typhus —“

Kurt war kreidebleich geworden. Margot sah die beiden Männer entsezt an. „Wenn ich Sie damals nicht gewarnt hätte und Sie nach oben gegangen wären, würde ich heute vielleicht nicht das Vergnügen haben, Sie zu sehen,“ sagte der Fremde jovial.

Margot hatte verstanden. Wie ein Blitzstrahl durchzuckte es sie, dem nun die tiefste Dunkelheit folgte. Verloren in diese Dunkelheit wandte sie sich ab und verließ taumelnd den Saal. Mit ihrem weiblichen Instinkt beherrschte sie sich, um sich durch keine Miene zu verraten. Aber die Totenblässe ihres Gesichts und den Ausdruck des Grauens in den Augen konnte sie nicht unterdrücken.

„Entschuldigen Sie mich,“ sagte Kurt zu dem Fremden, „ich glaube, meine Frau fühlt sich nicht wohl.“

Einen Augenblick stand er zögernd an der Treppe. Wozu? Das Unglück läßt sich nicht mehr ungeschehen machen.

Rangsam stieg er empor. Ihre Thür war abgeschlossen.

Das Dokument im Ofen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Kriminalroman von L. Blümcke.

(Nachdruck verboten.)

Auf der Rückfahrt nun, während welcher von Lupenski sie wieder begleitete, glaubte Bruno Reimann auf seinem Felde in der Ferne zu sehen, wie er geknickten Hauptes, die Hände über die Brust verschränkt, in tiefen Gedanken da stand. Wie gerne hätte sie ihm zugewinkt, ihm ein Wort zugerufen, das seine Seele aufheiterte! Es ging nicht. Flammende Röte schoß wieder in ihr Antlitz, als des Edelmanns lauernde, stehende Blicke den ihrigen in diesem Augenblicke begegneten.

Bruno stand in der Tat dort auf dem Felde, als die Equipage den Damm zurückfuhr. Natürlich ahnte er nichts davon, daß das Mädchen, das seine Gedanken Tag und Nacht beschäftigte, darin saß. Ihm war es völlig unverständlich, weshalb Irmgard sich heute nicht hatte sehen lassen. „Wenn nicht alles pure Einbildung von Dir ist, wenn sie sich auch nur ein ganz klein wenig für Dich interessiert, dann kommt sie heute,“ hatte er sich gesagt, als die Sonne am Morgen so hell ins Fenster strahlte und der Himmel so heiter lächelte. Bittere Enttäuschung also! Höchst verdrießlich kehrte er am Abend darum heim und hatte für die alte Richter, die so besonders feierlich aussah, kaum einen Blick übrig. Es fiel ihm ganz und gar nicht auf, daß die treue Seele etwas auf dem Herzen hatte. Sie setzte ihm sein Leibgericht zum Abendbrot vor, erkundigte sich fürsorglich, ob er sich nicht wohl fühlte, da er etwas blaß aussähe, nahm dann, wie gewöhnlich, ihren Strickstrumpf und setzte sich ihm gegenüber an den Tisch. Er sprach sehr wenig, stand hastig auf, lief unruhig auf und ab, trat ans Fenster und stierte zu den Sternen empor und machte ganz den Eindruck eines Menschen, der mit seinen Gedanken weit fort ist.

— Und Mutter Richter dachte bei sich: „Ja, ja, dem fehlt eine Frau, so eine recht lebendige, lebenslustige, die ihn aufheitert und ihm die Grillen verjagt. Ich glaube, die Frieda würde ganz ausgezeichnet zu ihm passen.“ Und auf einmal faßte sie sich ein Herz und brach den Bann peinlichen Schweigens: „Herr Reimann, verzeihen Sie, wenn ich Sie in Ihren Betrachtungen störe,“ sprach sie, den Strickstrumpf fallen lassend und mit der abgekehrten Rechten nervös an der Brille rückend, „aber ich weiß, daß Sie kein Unmensch sind, darum will ich offen mit Ihnen sprechen. Heute nachmittag erhielt ich nämlich einen Brief von meinem Enkelkind Frieda Riemschneider aus Stettin. Sie wissen, die mal vor sechs, sieben Jahren hier war und die Sie damals so gern mochten, weil sie so ausgelassen lachen konnte und so schöne, lange, blonde Zöpfe hatte. Na, damals war sie ein Kind von zwölf, dreizehn Jahren. Das arme Wurm hat ja doch beide Eltern kurz hintereinander verloren und steht nun ganz verlassen in der Welt da. In Stettin war sie als Buchhalterin tätig, hatte es aber sehr schwer und mußte die Stelle in diesen Tagen aufgeben. Nun sehnt sie sich wieder aufs Land, wo sie geboren ist. Ihr Vater besaß, wie Sie sich wohl entsinnen, ein kleines Gut in der Provinz Brandenburg. Er sagte schon immer, daß seine Frieda einmal eine überaus tüchtige Landwirtin werden würde. Na ja, Herr Reimann, nun würde sie so sehr gern hierher zu mir, zu ihrer Großmutter kommen, schreibt sie, mich unterstützen und von mir zu lernen. Ich bin alt, und manches geht nicht mehr, wie es soll. Es kommt natürlich auf Ihre Einwilligung an. Ich möchte Sie sehr bitten, es zu gestatten.“

Bruno schaute das alte Mütterlein mit seinen großen Augen so recht gutmütig an und vergaß, was ihn bedrückte. Frau Richters Wunsch schien ihm so rein natürlich, und die arme Waise, die in der Großstadt um das tägliche Brot ringen sollte in einem Beruf, der sie nicht befriedigte, jammerte ihn. Wie hätte er also anders können, als ihr den Wunsch erfüllen?

„Aber gewiß, Frau Richter!“ rief er aus. „Schreiben Sie mir netwegen noch heute. Es ist ja Platz genug in unserm Hause, und ich gönne Ihnen gern etwas Hilfe.“

Da leuchteten die ehrlichen Augen der alten Frau in Seligkeit, sie stammelte Dankesworte und redete an diesem Abend nur noch von ihrer Enkelin. Ein so kluges, gutes Mädchen wäre die Frieda, sie hätte Französisch und Englisch gelernt, könnte Klavier spielen, sogar etwas malen und besäße die Manieren eines Edelfräuleins. So ging das Lobreden der Großmutter fort, bis Seidenkranz schweren Schrittes herein kam. Ihm schien der Besuch weniger erwünscht, doch sagte er nichts weiter dazu, sondern redete, wie immer, nur von landwirtschaftlichen Dingen. Er liebte das weibliche Geschlecht überhaupt nicht sonderlich, weswegen er auch Junggeselle geblieben war. „Ramsell Richter“ schien ihm freilich eine Ausnahme, der hätte er, wie er wohl im Scherz gelegentlich behauptet, einen Heiratsantrag gemacht, wenn er sie vierzig Jahre früher kennen gelernt. Sie zog sich jetzt zurück, um an das arme, stellungslose Enkelkind einen Eilbrief zu schreiben.

Wie fast täglich lenkte Bruno auch am nächsten Morgen, nachdem er einen Rundgang durch die Wirtschaft gemacht, seine Schritte nach der Ruine. Was er dort eigentlich immer zu tun hatte, wußte kein Mensch.

Wohl strahlte auch heute die Sonne hell vom klaren Himmel hernieder, aber ein scharfer Ostwind wehte doch durch die Buchen und segte das fahle Laub über die fahlen Felder. Zum Spazierengehen war also das Wetter eigentlich nicht. Darum hatte Bruno auch nur geringe Hoffnung, Irmgard heute nachmittag zu sehen. Zu dieser frühen Vormittagsstunde dachte er natürlich ganz und gar nicht daran. Und dennoch steht sie auf einmal, gerade als er den Wald betritt, vor ihm. Sie war so früh aufgebrochen, weil sie befürchtete, daß nachher v. Lupenski mit seinem Freunde sich beim Vater einfänden würde, um sich nach dessen Befinden zu erkundigen. Nun sah sie Bruno des Weges kommen und wußte nicht, ob sie ihm ausweichen, oder sich ihm zeigen sollte. War ja doch urplötzlich ein solches Gefühl jungfräulicher Scheu, eine Furcht über sie gekommen, daß sie hätte davonlaufen mögen vor dem Mann, nach dem ihr Herz sich so gesehnt hatte. Aber sie blieb hinter der Buche, die sie vorläufig noch seinen Blicken verbarg, stehen, bis er dicht herangekommen war. Und nun tritt sie auf einmal hervor und steht ihm gegenüber, strahlende Glückseligkeit in den Augen und ein schämisches, rosiges Rot auf den Wangen.

„Irmgard!“ stößt er aus, wird dann wieder einmal verlegen wie ein beim Aepfelstehlen ertappter Schulbube und stottert: „Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein, meine Ueberraschung war gar zu groß! Ich bin glücklich, Sie endlich einmal wiedersehen zu dürfen. Ich befürchtete schon, daß es nie wieder der Fall sein würde.“

„Wärest Du ihm doch nur ausgewichen,“ spricht Irmgard zu sich selber, vergebens das ungestümm pochende Herz zur Ruhe zu bringen suchend und einen gleichgültigen Ton anzuschlagen. Sie hat ihm ihre bebende Hand gereicht und er hält sie noch immer fest in der seinigen. Sie wagt nicht, die Augen aufzuschlagen, um seinem Blick nicht zu begegnen. Oh, in dieser Minute erfüllt Bruno's Brust ein Gefühl seligen, großen, vollkommenen Glücks. Er liest es ja in dem lieblichen Antlitz des Mädchens, daß ihm das Herz voll Liebe entgegen schlägt. Was er da sieht, ist seine Verstellung. Da ruht es in ihm laut und verlangend: „Ergreife das Glück, wo es Dir so nahe ist und Dir die Hand reicht!“ Er will etwas sagen, aber da schaut Irmgard auf und spricht wie aus einem Traum geschreckt: „Hören Sie nicht? da kommt ein Reiter!“ Jetzt hört auch er das deutliche „Tripp-trapp, Tripp-trapp“ auf der nahen Chaussee, doch ihre Hand gibt er erst frei, als sie ihm dieselbe entwindet. Man sieht nichts von einem Reiter, denn dichtes Buschwerk zieht sich diesseits des Chausseegrabens wohl hundert Meter weit hin. Doch der Reiter muß halt gemacht haben, denn der Hufschlag ist verstummt.

„Herr Reimann, ich darf mich leider heute auch keine Minute länger versäumen,“ spricht Irmgard, immer noch verlegen nach der Chaussee schauend. „Es geht dem Vater nicht gut, er wird sicher gleich erwachen, und da muß ich zurück sein. Entschuldigen Sie also.“ Ehe Bruno noch etwas erwidern kann, rennt sie schon, nachdem sie ihm noch einmal freundlich zugenickt und noch einmal voll in seine Augen geschaut hat mit einem Blick, der ihr Innerstes verrät, gerade über das Stoppel- feld davon auf die Chaussee zu. Da hört sie das Wiehern eines Pferdes und gleich darauf wieder den Hufschlag desselben. Jetzt sieht sie durch das Gebüsch auch den Reiter. Ein elegant gekleideter Herr mit grauem Zylinder ist es. „Sollte es v. Lupenski sein?“ fragte sie sich. „Sollte der uns etwa so Hand in Hand gesehen haben? Nicht möglich! Das Buschwerk war ja zwischen uns und ihm.“ In scharfem Trapp ritt der Schloß- herr dahin, ohne rechts oder links zu schauen.

Ach, hätte Irmgard jetzt in sein wutverzerrtes Gesicht mit den festzusammengepreßten Lippen und den rollenden Augen schauen dürfen, sie würde den schönen Mann nicht wieder erkannt haben! Er hatte die Begrüßung der beiden ganz genau beobachten können; drüben, wo der Weg die Chaussee kreuzte, hatte er durch das dort nur spärlich stehende Gesträuch gesehen, ohne selber bemerkt zu werden. Schon von ferne sah er mit seinen scharfen Raubtieraugen das leidenschaftlich begehrte Mädchen von der Stadt her der Grünthaler Grenze zuschreiten. Da ließ er es nicht mehr aus den Augen, und nun wußte er bestimmt, was er bereits vermutet: „Irmgard interessiert sich für Reimann, sie zieht ihn Dir vor, trotz all des Glanzes, den Du ihr gestern gezeigt hast!“

War der Mann, der ihm jegliche Ehrenbezeugung, die er von den kleineren Besitzern ringsherum gewöhnt, versagte, ihm schon ohnehin verhaßt, so hätte er ihn jetzt in blinder Eifer- sucht zermalmen mögen.

Eine Stunde später sah Irmgard Herr v. Lupenski in auf- geräumtester Stimmung — eine solche heuchelte er wenigstens — wieder bei ihrem Vater, alles anbietend, auch diesen zu er- heitern. Er konnte nach seinem ganzen Benehmen nichts ge- sehen haben. Ganz harmlos fragte er ja auch, ob das gnädige Fräulein schon lange auf wäre und schon einen Blick nach draußen geworfen hätte. „Es ist rauher Ostwind,“ flügte er hinzu, „wer heute nicht in's Freie muß, der bleibt drinnen.“

Schon am Nachmittag wieder nach Tannenhöh zu fahren, wozu der Schloßherr mit vielen schönen Worten einlud, mochte Herr Rosengarten nicht, aber morgen früh wollte er mit seiner Tochter kommen, das versprach er.

Frieda Niemschneider war angelangt mit Koffern, Kisten, Gutschachteln und zahllosen Düten und Paketchen. Bruno hatte sie sich ganz anders vorgestellt. Sie sah nicht aus wie eine arme Waise, die schon viele Tränen im Leben vergossen und sich kümmerlich durchgeschlagen. O nein, Leben und nichts als Leben lachte aus ihren vergißmeinnichtblauen Augen, und der kleine Mund mit den kirschroten, ein ganz klein wenig aufge- worfenen Lippen zeigte öfter als nötig in ausgelassenem Lachen die etwas großen, aber blendendweißen Zähne. Das nicht häßliche Gesicht strahlte vor Gesundheit, wie denn die ganze, üppige Gestalt etwas Urgesundes an sich hatte.

Am wenigsten gefiel Bruno an ihr, daß sie wie eine Bier- puppe ausgepupst war und sich auf ihre elegante Robe nicht wenig einbildete. Ueberhaupt schien sie ihm für den Ernst des Lebens ganz und gar nicht geschaffen. Es lag auch etwas gar zu Dreistes, allzu Plumpvertrauliches in ihrer Art. Schon in

der ersten Stunde brachte sie ihm durch ihr Benehmen in Ver- legenheit. Hat sie ja doch, als könnte sie heute mit ihm noch genau so umspringen wie damals vor sieben Jahren, als sie noch ein kleines Mädel und er ein junger Student war. Die Zeit schien sich ihrem Gedächtnis überhaupt sehr scharf ein- geprägt zu haben. Und Großmutter Richter lachte zu allem in stummer Bewunderung. In ihren Augen war Friedchen ein Engel, das vollkommenste Geschöpf auf Erden.

Als Frieda sich am nächsten Vormittag so gegen zehn Uhr aus den Federn erhoben hatte, da gestand sie der Großmutter, daß sie Herrn Reimann reizend fände. Seine schwermütigen Augen, sein ernstes Wesen, alles an ihm entzündete sie. Sie hätte ihn schon damals, als sie noch ein dummes Gör und er ein langer, schlanker, blässer Jüngling gewesen, sehr hübsch ge- funden, aber jetzt schiene er ihr eine Idealgestalt. Großmutter Richter lachte dazu und freute sich ungemein, daß ihr Enkel- töchterchen so einen guten Geschmack besaß und sich ihrem Plan so geneigt zeigte.

Irmgard erfuhr bei einem Gange durch die Stadt, daß Frieda Niemschneider wohl bald Gutsherrin auf Grünthal werden würde. Sie erschrak darüber heftig und nahm es sich so zu Herzen, daß sie von schwerer Krankheit befallen wurde und zu einem Doktor Braum in Pflege kam.

Ein Heirathsantrag, den ihr Bruno in dieser Zeit machte, fiel in Rosengarten's Hände und der Bankier, den Lupenski in sein Schloß genommen, schrieb an den Grünthaler Besitzer einen groben, abweisenden Brief.

Als Rosengarten von seinem Berliner Arzt die Nachricht erhielt, daß seine Krankheit unheilbar sei, beschloß er aus dem Leben zu scheiden. Er schrieb noch einen Brief an seine Stieftochter mit dem Bekenntnis, daß nur ein Teil seines Vermögens rechtmäßig erworben sei. Auf Grünthaler Gebiet erschloß sich der Bankier.

Lupenski hörte den Schuß, eilte herbei, nahm dem Sterbenden den Brief und den Revolver ab und verstand es den Anschein zu erwecken, als liege ein Mord vor. Der Mordverdacht fiel auf Bruno und da Frieda Niemschneider beschwor, Bruno habe an dem Tage eine Schußwaffe bei sich getragen, was dieser anfangs bestritt, wurde er zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Den Brief, den Lupenski dem Bankier abgenommen, verbrannte er, doch gelang es Schimmelpfennig, noch einen Rest zu retten. Frieda war bei Lupenski in Dienst getreten; Irmgard, der man die Ereignisse schonend mitgeteilt, hatte nach ihrer Genesung eine Pension auf- gesucht. Hier war Lupenski oft zu Besuch, er warb eifrig um Irm- gard und schließlich willigte sie ein, seine Frau zu werden. Kurz vor der Hochzeit warf Schimmelpfennig dem Gutsherrn in der Trunkenheit vor, daß er betreffs des Grünthalschen Weizenschlages einen Meineid geleistet. Dies hörte Frieda und als sie von Lupenski wegen seiner Verheirathung entlassen werden sollte, drohte sie mit Anzeige. Kurz entschlossen ließ der Gutsherr sie in ein Irrenhaus bringen, doch fand sie Gelegenheit, das Bekenntnis aufzuschreiben und der jungen Gutsherrin am Hochzeitstage überreichen zu lassen. Irmgard trennte sich sofort von ihrem Gatten, der auf Reisen ging, vorher aber Frieda im Irrenhause mit der Reitpeitsche grausam züchtigte. Frieda wollte sich dafür rächen. Sie fand Gelegenheit zur Flucht und steckte dann Schloß Tannenhöh in Brand.

Mit Mühe rettete der alte Seidenkranz Irmgard, die nach Lupenski's Abreise im Schloß Wohnung genommen. Sterbend wurde Schimmelpfennig aus den Flammen geholt.

Er konnte vor seinem Ende noch Gerichtspersonen gegenüber bekunden, daß Bruno unschuldig war und legte als Beweis das aus dem Ofen gerettete Dokument vor.

Schon am Tage darauf wurde Bruno in Freiheit gesetzt. Freudig wurde er vom alten Seidenkranz in Empfang genommen und bald erholte er sich von den im Gefängnis ausgestandenen Leiden.

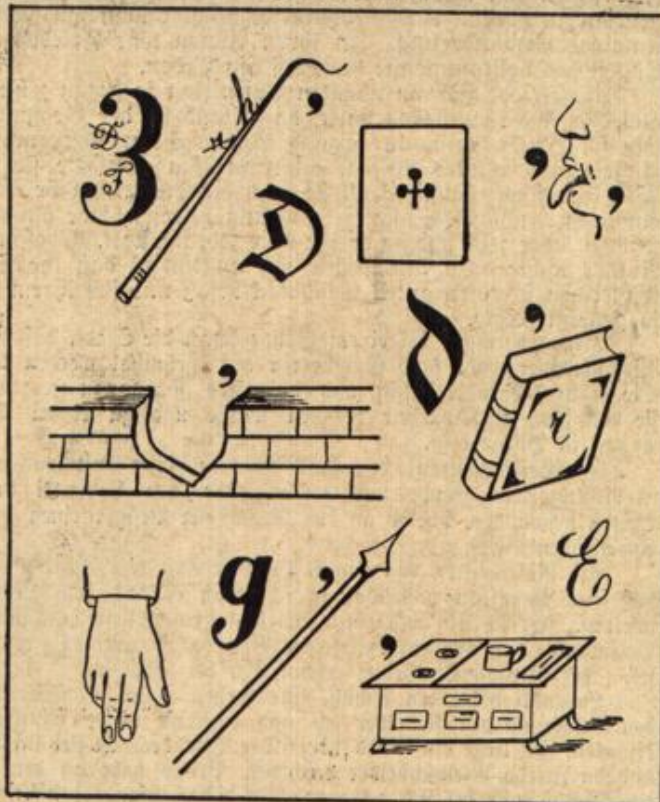
Als Lupenski dies alles erfuhr, er befand sich im Auslande und es waren bereits mehr als zwei Monate seit dem Geschehenen vergangen, verübte er Selbstmord.

Irmgard, die sich von Bruno verabschiedete, reiste nach der Schweiz, ohne ihre Adresse anzugeben, sie wollte alles vergessen. Erst nach Jahresfrist kehrt sie zurück und als sie das Grab Lupenski's besucht, trifft sie Bruno, dessen Eltern und Bruder auf demselben Kirchhof ruhen. Bruno und Irmgard reichen sich am Grabe Lupenski's die Hand, sie haben vergeben und auch Frieda Niemschneider's, die Bruno in einer Anstalt untergebracht hat, gedenken sie.

Beide wandeln dann Arm in Arm in den grauen Herbsttag hinein. In ihren Herzen aber ist es Lenz geworden, und nun werden sie, die an des Lebens rauher Wetterseite gestanden haben, auch seine Sonnenseite kennen lernen.

Allerlei Kurzweil

1. Bilderrätsel.



2. Rätsel.

Braucht man das Wort, so hat man schwache Augen,
Doch umgestellt wird's nicht zum Sehen taugen.

3. Buchstabenumstellung.

Durch Umstellen der Buchstaben ist aus den Wörtern „Butter — Herder — nun — Schein — Schulden — Lennie“ ein bekanntes Sprichwort zu bilden.

4. Rätsel.

Mit vier Zeichen geb ich an
Einen schmutzen Reitersmann.
Willst du, daß ich Licht dir spende —
Drei am andern Ort verwende.

5. Knackmandel.

Ein Gutsbesitzer hat zwei Pferde gekauft, eins für sich, eins für seinen Sohn, außerdem einen Sattel. „Was hast Du für die Pferde bezahlt, Vater?“ fragt der Sohn. „Eh,“ sagt der Vater, „der Sattel kostet 100 Mark. Wenn ich ihn auf mein Pferd lege, ist es mit Sattel dreimal so viel wert, wie Deins ohne Sattel; lege ich ihn auf Dein Pferd, so ist es mit Sattel halb so viel wert, wie meins ohne Sattel.“ Wieviel kosten die Pferde?

6. Reiserätsel.

Wenn ich folgernde Städte der Provinz Brandenburg: Bärwalde, Charlottenburg, Eberswalde, Fürstenwalde, Havelberg, Königsberg, Königswalde, Rauen, Neustadt, Rathenow, Reppen, Sonneburg, Sorau, Spandau, Straußberg — in einer bestimmten Reihenfolge bereise, so geben die fünften Buchstaben der berührten Städte, hintereinander gelesen, ein bekanntes Sprichwort.

7. Quadraträtsel.

1 d, 5 e, 1 i, 2 l, 2 o, 8 r, 2 s sind so zu einem Buchstabenquadrat zu verbinden, daß die wagerechten Reihen gleich den senkrechten lauten und nennen: 1. eine Blume, 2. einen deutschen Strom, 3. ein Befestigungsmittel, 4. einen Baum.

„Das ist ein Rätsel, das ich nicht lösen kann.“
„Nun, das ist ein Rätsel, das ich nicht lösen kann.“
„Nun, das ist ein Rätsel, das ich nicht lösen kann.“
„Nun, das ist ein Rätsel, das ich nicht lösen kann.“
„Nun, das ist ein Rätsel, das ich nicht lösen kann.“
„Nun, das ist ein Rätsel, das ich nicht lösen kann.“
„Nun, das ist ein Rätsel, das ich nicht lösen kann.“
„Nun, das ist ein Rätsel, das ich nicht lösen kann.“
„Nun, das ist ein Rätsel, das ich nicht lösen kann.“
„Nun, das ist ein Rätsel, das ich nicht lösen kann.“

Leutnant Berg, der vielgenannte Führer der Appaw. Leutnant Berg ist in Schönberg, Kreis Apenrade geboren und ist 39 Jahre alt. Seiner Militärpflicht genügt er als Einjährig-Freiwilliger. Er ging als Obermatrose ab. Als er zum Kriegsanfang eingezogen wurde, nahm er an einem Offizierskursus teil und wurde zum Leutnant befördert.

Ein weiblicher Kaminfeger. Der gewaltige Krieg reißt große Lücken in die Männerwelt aller Länder, und so ergreifen denn die Frauen die verwaisten Arbeitsgeräte der Männer und suchen die Stellen der im Felde Stehenden zu ersetzen. Fast in jedem Beruf sind heute Frauen tätig und jedermann ist wohl freudig erstaunt, mit welcher Geschicklichkeit und Arbeits-

freudigkeit sie ihre übernommenen Pflichten erfüllen. Auch als Beamte in den verantwortlichsten Stellungen haben sich die Frauen bei uns durchaus bewährt und nach hoffentlich baldiger, für uns siegreicher Beendigung des Krieges wird man sie ungern von ihren Posten scheiden sehen. In anderen Ländern liegt es mit den berufstätigen Frauen ähnlich. In dem mit uns verbündeten Oesterreich gibt es sogar einen weiblichen Kaminfeger, den wir unsern Lesern in nebenstehendem Bilde zeigen. Es ist Fräulein Dolensky aus der Stadt Semil in Böhmen, welche das Geschäft ihres Bruders, der zum Heere eingezogen ist, zur Zufriedenheit ihrer Mundschafft weiter führt. Vielleicht findet Fräulein Dolensky in unserem Vaterlande bald einige Nachahmerinnen.



Leutnant Berg.



Der erste weibliche Kaminfeger in Semlin.